№ 42 Neue Gartenlaube. 1896

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die Glücklichmacherin.

Original-Roman [3]
von C. Fischer-Sallstein.

(Fortsetzung.)

Fräulein Richardy trat nun zurück und erteilte dem in einiger Entfernung stehenden Diener den Auftrag, Reisegepäck und Dienerschaft der Gräfin Lomard nach der Villa zu befördern.

Dieser hatte sich bereits bei dem Kutscher nach dem Gasthof der Gräfin erkundigt und beeilte sich nun den Auftrag auszuführen.

Inzwischen unterhielt die Gräfin sich mit ihrem Neffen. Der Gegenstand ihres Gesprächs war natürlich Fräulein Richardy.

Als diese jetzt auf die kleine Gruppe zutrat, wendele die Gräfin Lomard sich nach ihr um und ergriff ihre beiden Hände.

„Die Natur, meine Einzige, verlangt nun bei mir ihre Rechte. Man entsagt nicht umsonst schon um die fünfte Stunde des Morgens dem Schlaf. Führen Sie mich auf mein Zimmerchen, lassen Sie mir eine Tasse Chokolade reichen. Ich will ein wenig ruhen und dann gehöre ich wieder ganz nur Ihnen an.“

Sie verabschiedete sich nun von Leopold von Pyrk und ging Arm in Arm mit Fräulein Richardy durch die Flügelthüren in das Empfangszimmer. Aber hier wollte die Gräfin nicht bleiben. Sie bat um ein kleineres, trautes Zimmer, in welchem sie ein wenig ruhen könnte.

Fräulein Richardy wies ihr nun ihre eignen, reizend gelegenen Wohnräume in dem ersten Stockwerk an.

Leopold von Pyrk blieb allein in der Vorlaube zurück. Gedankenvoll blickte er in das von Sonnengold überflutete saftige Grün des Parks hinein.

Seine Gedanken beschäftigten sich mit Fräulein Richardy. Sie hatte ihm einen Blick gewidmet, der ihn beunruhigte, ja fast erschreckte. Welche fürchterlichen Blicke kann dieses Weib versenden, flüsterte er sich zu, ich möchte sie nicht zur Feindin haben.

Hat sie das Erscheinen der Tante verletzt? Nun, daran war er ja nicht schuld, die Tage ihrer Anwesenheit gehen vorüber. Auch hätte sie Ursache, der guten Dame ihr Herz zuzuwenden, denn diese war es, welche ihm einst den Gedanken nahe legte, sie zur Gattin zu nehmen.

Er hielt auf einmal inne. Sollte sich die Gräfin aufs neue mit ähnlichen Plänen tragen? Wie gut und edel sie es meinen mag, aber daran ist nicht zu denken. Fräulein Richardy liebt er wie eine zärtliche Anverwandte, wie eine Schwester, wie einen aufopfernden Engel. Ohne Zögern würde er ihr alles zu Füßen legen, nur nicht jene Liebe, die ein Mann seinem Weibe entgegenbringt, weil er eine solche Liebe für sie nicht besitzt.

Der Gedanke, mit den Plänen der Tante abermals streiten zu müssen, weckten in ihm Gefühle, die ihn wünschen ließen, daß die Gräfin fern geblieben wäre.

III.

Es war Abend geworden. Auf dem hintern Balkon, dessen baldachinartiger Ueberbau durch weiße Säulen



Lenchen.

getragen wurde, stand Fräulein Richardy. Sie trug ein Kleid aus lichtem Stoff. Das goldige Haar, welches den Tag über in allzu beengenden Fesseln gelegen, war nun aufgelöst und floß in gewaltigen Wellen über Nacken und Schultern hin.

Es herrschte tiefe Stille ringsumher. — Alles war bereits zur Ruhe gegangen, nur sie schien diese Ruhe nicht finden zu können.

In den Seitengemächern, die auf das Balkonzimmer stießen, ruhte die Frau Gräfin Lomard. Ihr Haupt lag in den weichen Kissen und wenn ein Traum ihre Sinne umgaukelt, so kann es nur ein Traum sein, der ihr das erste Begegnen der unbegreiflich schönen Bergoffsky mit ihrem Neffen vorführt.

Es war eine Nacht, so bezaubernd schön, so mild, so unendlich friedlich — so daß man nur süße Träume unter ihren Fittichen haben konnte.

Fräulein Richardy trat an die Brüstung des Balkons. Wie ein unendlicher Feenschleier aus träumerischem, mondscheinversilbertem Grün lag es über dem Rebenhügel, über Wald und Flur, über dem Spiegel des Rheins. Es war ein traumvergessenes Nichts, aus Märchenduft und süßen Geheimnissen gewoben.

Poesie einer Sommernacht. Die Rose am Strauch kost mit ihrem Reiz, die Nachtigall im Busch singt ihr nur ihre Lieder. Fräulein Richardy steigt jetzt auf die gemauerte breite Brüstung des Balkons hinauf und blickt hinab in die Tiefe: das Grausige da unten gefiel ihr so gut. Und etwas von dem Dunkel der Tiefe lag jetzt in ihren Augen, die verlangend hinabstarrten. Sie schlang den rechten Arm um die Säule und beugte den schlanken Leib weit, weit hinaus.

Wenn sie jetzt hinabstürzte — wer wollte sie halten? Wie eine Loreley steht sie da, die den Schiffer in den Strudel lockt, die sich mit der geheimnisvollen Tiefe verschworen hat.

Jetzt erscheint die Gräfin Lomard, in einen mit weißem Pelz verbrämten Schlafrock gehüllt, ein blauseidenes Tuch um die Frisur geschlungen, auf dem Balkon.

Als sie das Fräulein in ihrer gewagten Stellung erblickt, stößt sie einen Schrei aus.

„Um Himmelswillen — meine herzige Richardy!“

Die Angeredete wendet sich ruhig, mit der Sicherheit einer Nachtwandlerin um und steigt von der Brüstung herab.

„Sie konnten nicht schlafen, Frau Gräfin?“

„Fräulein Richardy, in welcher Stellung sah ich Sie? Der Tod schwebte über Ihrem Haupt! Ein Etwas, ein Nichts hätte Sie hinabstürzen lassen können. Was fehlt Ihnen, meine Einzige; hat vielleicht der Mond Einfluß auf Ihre Nerven? Wir reisen sofort nach Turin zu Professor Galmani.“

Die Angeredete lächelte; die Besorgnis der alten Dame schien etwas unsagbar Komisches für sie zu haben.

„Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin Lomard, ich bin vollständig frei von jeden Einflüssen des Mondes. Ich liebe es, den Gefahren ins Auge zu sehen, ich habe mich mit den Abgründen befreundet und finde einen Genuß dabei, mit ruhigem Blut in ihre Tiefen zu schauen.“

„Und wenn Sie eines Tages in einen solchen fürchterlichen Abgrund hinabstürzen und Ihr schöner Leib blutüberströmt auf dem Gerölle liegt und Ihr kostbar verdientes Leben ein schauerliches Ende finden würde? O, das Bild ist entsetzlich!“

„Kein Mensch entgeht seinem Schicksal, Frau Gräfin; ich fürchte mich auch vor einem solchen Bilde nicht.“

„Aber teuerste Richardy!“

Die Angerufene beugte das Haupt zurück und warf sich das lose Haar über die Schulter.

„Wir Frauen sind oft seltsame Geschöpfe. Wir entsetzen uns, wenn ein Tröpfchen Blut durch die Haut quillt, wir fallen in Ohnmacht, wenn wir eine frisch geschlagene Wunde sehen und dieselben Frauen zerfleischen sich einander selbst das Herz, das Herz andrer, ohne daß ein Funken von Mitgefühl in ihnen sich regt. O, Frau Gräfin Lomard, es ist mit der Menschlichkeit der Menschen oft ein seltsames, rätselhaftes Ding.“

Die Gräfin schlug die Hände über dem Haupt zusammen.

„Aber meine einzige Richardy, auch Sie leiden an Schwermut! Es scheint ein unheimliches Gift in dieser duftreichen Luft, in dieser süßen, auf den ersten Blick so bestrickenden Einsamkeit zu liegen. Wahrlich, es war hohe Zeit, daß ich kam. Als ich die ersten Anzeichen bei Leopold entdeckte, glaubte ich die Ursache auf sein endloses Leiden zurückführen zu müssen. Nun finde ich, daß es die Umgebung ist, die den Krankheitsstoff erzeugt. Dieses ewige Einerlei lastet zuletzt wie ein Alp auf dem Gemüt; diese ewige Wiederkehr von Mondschein und Sonnenschein, von grünen Fluren und Blumendüften wirkt lähmend auf den Geist, auf das Herz. Ich fühle selbst an mir schon Einwirkungen. Meine liebe Richardy, es muß hier eine Umwandlung eintreten, es muß ein Mittel gefunden werden, dem heimtückischen Feinde zu begegnen.“

Die Angeredete lächelte über den Eifer der Gräfin. Diese gute Dame wird sie nie verstehen, und wie könnte sie es auch.

„Meine teuerste Richardy,“ fuhr die Gräfin Lomard fort und nahm das Fräulein zärtlich am Arm, „wir müssen ein neues Leben beginnen und ich werde Sie und meinen Neffen, den Grafen, auf eine Straße führen, wo die nie verwelkenden Blumen des Glücks und des Frohsinns blühen. Kommen Sie mit mir in mein Zimmer, wir wollen plaudern, Sie sollen das Bildnis unsrer Bergoffsky sehen, Fräulein Richardy.“

Sie gingen durch die Balkonthür in das anstoßende Gemach. Es war dies eine Art Gesellschaftszimmer, welches nun den Wohnräumen der Gräfin als Vorzimmer diente.

Durch eine offenstehende Thür drang Lampenlicht in diesen halbdunklen Raum. Sie schritten durch dieselbe und gelangten in das reich ausgestattete Zimmer der Gräfin.

Auf dem runden Tisch brannte eine Lampe mit geschmackvollem grünem Schirm.

Auf jedem der sechs Sessel, die um den Sofatisch herumgestellt waren, lag irgend ein Etwas aus der reichen gräflichen Toilette.

Der Vorhang, welcher das anstoßende Schlafgemach abschloß, war zurückgezogen. Auch dort herrschte eine feierliche, mitternächtliche Sorglosigkeit in und auf der umherliegenden gräflichen Garderobe.

Fräulein Richardy liebte diese Art genialer Unordnung nicht, war aber feinsinnig genug, das alles nicht zu bemerken.

Die Gräfin warf flink ein wertvolles Wiener Korsett von einem Sessel herunter auf den Boden, rückte diesen Sessel näher an den Tisch heran und bat alsdann ihre geliebte Richardy, sich niederzulassen.

„Sieht es hier nicht aus wie in dem Gemach einer italienischen Künstlerin? Mein Fräulein kam unwohl auf der Villa an, ich mußte sie zur Ruhe gehen lassen.“

Fräulein Richardys Aufmerksamkeit war indessen nicht mehr auf die entschuldigenden Worte der Gräfin gerichtet.

Unter der Lampe lag ein Manuskript und neben diesem, bis zur Hälfte mit einem Hutschleier verdeckt, ein winziges Oelporträt, mit einem geschmackvollen eirunden Goldrahmen eingefaßt. Das Ganze konnte man als Brosche oder Medaillon tragen.

Der scharfe, durchdringende Blick des Fräuleins traf das Bild und schien sich dort festsaugen zu wollen.

„Aber meine Teuerste,“ rief die Gräfin mit komischem Ernst und deckte die Hand über das liebliche Bild, „nicht jetzt das süße Antlitz sehen. Ich bin noch nicht mit der notwendigen Einleitung fertig. — Wie ernst Sie sind, Fräulein Richardy! Zürnen Sie mir nicht, hier ist ja das Bild!“

Sie händigte ihr das Bild mit einer beinahe ängstlichen Gebärde ein.

Diese nahm es in ihre schlanken Fingerspitzen und bewunderte nur einen mit großer Sorgfalt gemalten Frauenkopf.

„Nicht wahr, Fräulein Richardy, sie ist schön? Nun denken Sie sich noch eine lebhafte Gemütsart, ein sanftes, anschmiegendes Wesen, ein edles Herz, wie es nur jemals in einem Frauenbusen geschlagen — und Sie haben das Gesamtbild Etelkas von Bergoffsky vor Augen. Und wie sie meinen Neffen liebt! Sie war noch sehr jung, als sie ihn zum erstenmal sah, und man hätte doch befürchten sollen, daß diese Neigung sich mit der Zeit abkühlen würde oder durch andre Eindrücke verdrängt werde? Doch im Gegenteil, diese Liebe nahm mit den Jahren zu an Tiefe und Innigkeit, sie ist mit Edelsteinen vergleichbar, die mit den Jahren an Wert und Glanz gewinnen.“

Fräulein Richardy gab das Bild der Gräfin in die Hand zurück. Dann starrte sie vor sich hin. In ihrem bleichen Angesicht lag die Ruhe eines Marmorbildes. Ihre Züge waren starr, weder Haß noch Begeisterung für die Schönheit der Bergoffsky lag in ihnen ausgedrückt.

„Es beunruhigt mich, Fräulein Richardy, daß Sie so wenig sprechen; gefällt Ihnen das Bild nicht?“

„O, Freiin von Bergoffsky ist schön wie ein Engel.“

Die Gräfin rückte einen Sessel heran und setzte sich darauf nieder. „Nicht wahr? Und Sie sind selbst überzeugt, daß ein solches Wesen den Mann, dessen Glück und Wohl uns — mir, wie auch ganz besonders Ihnen, Fräulein Richardy — am Herzen liegt, recht glücklich machen kann?“

„Ich hoffe es, Frau Gräfin Lomard.“

„Wie gereift Sie urteilen und sprechen. Ich fühle die Größe Ihres überlegenen Geistes aus jedem Ihrer Worte — und unterwerfe mich, Fräulein Richardy. Mein Himmel, wie können wir schwachen Menschen sagen, es wird sein — wo wir doch nur Wünsche haben und hoffen dürfen. Aber ich bin überzeugt, daß auch Sie der Ansicht leben, daß Leopold nur in der Ehe so glücklich werden kann, als er es verdient; und verdient er es nicht, recht sehr glücklich zu werden?“

Ein tiefer Seufzer entrang sich leise der Brust der Angeredeten.

Ein schwermütiger, düsterer Schatten lag im Angesicht Fräulein Richardys. „Sie tötet mich,“ keuchte sie und blickte zur Seite.

Nun griff sie nach dem unter der Lampe aufgeschlagen liegenden Manuskript. Sie schlug einige Blätter um und zuckte mit der auf dem Manuskript ruhenden Hand, als sie den Namen Mademoiselle Sousette las.

Das war die neuste Dichtung Leopold von Pyrks.

„Sie nehmen, wie ich sehe, den regsten Anteil an den neusten Erzeugnissen der gräflichen Muse?“

Fräulein Richardy widmete hier zum erstenmal vielleicht der alten Dame einen vollen, fragenden Blick ihrer rätselhaften, ungewöhnlichen Augen.

„Wie sollte ich auch nicht, meine herzige Richardy? Leopold gestand mir, daß dieses Drama nicht Ihren Beifall finden könnte. Mein Interesse wurde durch dieses Geständnis um so lebhafter angeregt. Ich las es durch und begreife nun Ihre Abneigung gegen diese Mademoiselle Sousette.“

„Sie begreifen sie, Frau Gräfin Lomard?“

„Wie Leopold nur so etwas schreiben konnte! — Welches edle Frauengemüt würde sich nicht mit Entrüstung von dieser Mademoiselle Sousette wenden? Welche Rechte hat sie auf das Herz des Marquis?“

Die starren Züge Fräulein Richardys belebten sich, eine flüchtige Röte glitt über ihre Wangen und aus ihren Augen sprach die Lust streiten zu wollen.

„Es fragt sich, welche Rechte wir haben, Mademoiselle Sousette so kalt und erbarmungslos zu verurteilen? Ist sie schuld, daß sie den Marquis liebt? Welches Weib könnte seinem Herzen Befehle erteilen, und welches liebende Frauenherz könnte solchen Befehlen, welche die berechnende Vernunft ausgegeben, ohne Schmerzen und Klagen sich unterwerfen. — Wie viele edle Herzen sind nicht schon an dieser eisenharten Klippe der Vernunft unbarmherzig zerschellt?

In Mademoiselle Sousette schildert der Dichter ein Weib, das sich nicht den Befehlen der Vernunft unterwerfen kann und will. Sie ist mutig genug zu kämpfen und zu streiten für ihre Liebe — der Marquis gehört ihr — und so wählt sie lieber den Weg des Verbrechens, als den der Entsagung — ist das nicht groß, Frau Gräfin Lomard?“

„Sie nennen das groß — Fräulein Richardy?“

„Ich nenne es groß, um des Mutes und der Kühnheit willen, welche in der Handlungsweise der Mademoiselle Sousette liegen. Wie — war sie es nicht, die den Marquis dem Tode entriß? Saß sie nicht Tag und Nacht an seinem Schmerzenslager, Wochen, Monde hindurch, und bekämpfte mit mutiger, tapferer Hand den Tod, der mit ihr an seinem Lager saß? Sie siegte über den Tod, und sollte nun ein Weib über sich hinweg, im Herzen des Marquis, Einkehr halten sehen, deren ganzes Verdienst in ihrer Jugend und in ihren persönlichen Reizen besteht?“

„Aber meine einzige Richardy, die Gesundheit, das Leben gab doch nicht Mademoiselle Sousette — sondern der allgütige Gott dem Marquis zurück!“

„Sie mögen recht haben, Frau Gräfin, aber derselbe allgütige Gott war es auch, der jene heiße, glühende Liebe in das Herz der armen Mademoiselle pflanzte. Er, der Marquis erhob sich gesund, zu neuem Leben gekräftigt von seinem Schmerzenslager und sie wurde krank, zog sich ein Leiden zu, welches nie vergeht. Und wie dankbar der Marquis gegen sie war! Eines Tages stellte er ihr seine reizende Braut vor!“



Der Kampf mit dem Drachen.

Der Vorwurf von „Der Kampf mit dem Drachen“ auf unserm Bilde hat nichts mit dem Lindwurm oder mit dem Ritter Georg zu thun. Es ist das Kinderspielzeug, welches vom Winde in ein Storchnest getrieben wurde und hier Unheil anrichtet. W. Gräbhein hat die verzweifelte Lage trefflich wiedergegeben, zumal das alte Storchenpaar. Augenscheinlich weiß weder der Storchenpapa, noch die Storchenmama — sonst bekanntlich weltweise Leute — was sie mit dem Ungeheuer beginnen sollen. In Anbetracht der unsterblichen Verdienste von Storch und Störchin um die menschliche Nachkommenschaft wird sich hoffentlich auch ein mitleidiger Mensch finden, der die Adebarkinder aus ihrer peinlichen Lage befreit.

„Wie ganz anders Sie sind, wenn ich Sie so sprechen höre; ich glaube, daß auch Sie nicht entsagen könnten.“

Die Angeredete schirmte die Hand über die Augen. „Nein, auch ich könnte und würde nicht entsagen,“ flüsterte sie.

„Wenn Ihnen aber diese Mademoiselle so zusagt, Fräulein Richardy, dann wundere ich mich, weshalb diese Dichtung Leopolds nicht Ihren Beifall gewinnen konnte.“

„Weil ich nach den mündlichen Mitteilungen, die mir der Dichter über sein neues Werk machte — gelesen habe ich das Manuskript noch nicht — über die große Ungerechtigkeit verletzt bin, mit welcher die Erscheinung der Mademoiselle Sousette vom Verfasser behandelt wurde. Ihr, dem edlen Wesen, die so groß dastehen müßte in den Augen des Marquis, denn in seinen trostlosen Stunden, wo ihm der Schmerz seiner Wunden, die Angst vor dem Tode den kalten Schweiß auf die Stirn trieb, nannte er nur ihren Namen — wendet der Dichter die Verachtung seines Publikums zu. Müßte nicht die ganze Welt der tapfern Heldin ihren Beifall zujubeln?“

„Aber meine herzige Richardy, bedenken Sie doch, was diese Mademoiselle Sousette im Wahnsinn thut? Muß man denn nicht nach ihrem Thun urteilen und steht geschrieben: an ihren Werken sollt Ihr sie erkennen?“

„Was thut sie denn?“ rief Fräulein Richardy, und ein wahrhaft unheimliches Feuer strahlte aus ihren Augen.

(Forts. folgt.)



Lenchen.

(Seite 9.)

„Gebt mir's Lenchen!“ sprach ich zu dem Vater
„Frag' die Mutter,“ sagt er und dann streckt
Seine Hand er aus: im Umsehn hat er
Meine Meerschaumpfeife eingesteckt.

„Gebt mir's Lenchen!“ sprach ich zu der Mutter.
„Frag' den Bruder,“ giebt sie mir Bescheid,
Und sie lobt, bis ich ihr's schenk', das Futter,
Das ich kaufte für mein Hochzeitskleid.

„Gebt mir's Lenchen!“ sprach ich zu dem Bruder.
„Frag' die Base,“ sagt er, und mein Pferd
Muß vom Feld ihm drei Getreidefuder
Holen, — seins hat sich den Fuß versehrt.

„Gebt mir's Lenchen!“ sprach ich zu der Base.
„Fragt die Muhme,“ sagt sie, und gemach
Reicht sie mir die Sichel, daß zum Grase,
Das sie schnitt, den Rest ich schneiden mag.

„Gebt mir's Lenchen!“ sprach ich zu der Muhme.
„Frag' sie selber,“ redet sie, doch, traun,
Erst muß jeden Most zur Ackerkrume
Mühvoll ich in ihrem Feld zerhau'n.

Und was sagte endlich nun das Lenchen?
„Geh',“ sprach sie, „bei mir kommst jetzt nicht an;
Bist ein Fragehans, ein Muttersöhnchen!
So viel Vorfrag' hält kein ganzer Mann.“

Robert Waldmüller.



Die lustigen Tänzer. Die lange Winternacht Lapplands, welche im Oktober beginnt und erst im Juni endigt, erhält einen eigentümlichen phantastischen Reiz durch die Nordlichter, welche besonders um die Mitte des Winters ungewöhnlich häufig und glänzend werden. Zuweilen entwickeln dieselben ein Schauspiel, welches von einer ganzen Malerakademie nicht dargestellt werden könnte. Der Himmel in seiner vollen Ausdehnung verwandelt sich dann in einen ungeheuren Pavillon von vielfarbigem Licht: blau, orange, feuerrot, dunkelrot, bald wie mit glühendem Gold belegt, bald wie mit blitzenden Juwelen besetzt und alles in eine blendende Masse zusammenfließend, während unten, die weiße Schneefläche berührend, hunderte von Säulen von prismatischem Feuer im phantastischen Tanze sich drehen und funkeln. Keine Phantasie kann ein solches Schauspiel ersinnen. Das sind die „lustigen Tänzer“, die wunderbaren Nordlichter Lapplands.

Verpachtung von Gartenland durch die Gemeinde. Durch die erhebliche Ausdehnung des bebauten Gebietes in der Universitätsstadt Göttingen haben sich namentlich im östlichen Teile die dort früher in großer Anzahl vorhanden gewesenen Garten- und Ackergrundstücke, die von manchem kleinen Handwerker oder Arbeiter gepachtet wurden, um Gemüsebau für die Bedürfnisse des Haushalts zu betreiben, immer mehr vermindert. Um nun dem Mangel an derartigen Pachtländereien abzuhelfen, läßt der Magistrat seit einiger Zeit von dem städtischen umfangreichen Grundbesitz in der Feldmark Göttingen zu einem mäßigen, im öffentlich meistbietenden Termin erzielten Preise parzellenweise, in der Größe von ungefähr je 3—8 Aren Teile verpachten. Dadurch wird für manchen Einwohner Gelegenheit zum Erwerb billiger Gemüse geschaffen. Der volkswirtschaftliche Wert eines derartigen Vorgehens ist nicht zu verkennen.

Nach dem Leben. Köchin: „Gnädige Frau, der Schlächter will nicht eher Fleisch schicken, bis die alte Rechnung bezahlt ist. Er sagt: Wäre ohne Geld wäre eine ganz neue Mode.“ Frau: „Geh nur wieder hin und sage, daß sei etwas Altes. In Modesachen weiß ich besser Bescheid wie er.“

Poesien früherer Zeit. Der Leipziger Professor der Dichtkunst, Andreas Rivin, überreichte einst dem Kurfürsten Johann Georg I. zu dessen Geburtstag einen Glückwunsch, der folgendermaßen begann:

„Edler Herr Kurfürst,
Mit der Sammtbürst
Woll'n wir in Ehren
Den Tag auskehren.“

Den König Gustav Adolf dichtete er folgendermaßen an:

„Es leb' Gustav Adolf!
Es beiße ihn kein Wolf,
Es beiß' ihn kein Kater,
Den teuren Landesvater!
Es leb' Gustav Adolf!“

Der Anfang.



Mann: „O weh, gleich am ersten Tage kalte Küche?!“
Junge Frau: „Nun Männchen, ich wollte nicht mit dem Kochen gleich zu viel wagen!“

Vorgebeugt. Tourist (welcher der Verabredung gemäß seine Freunde früh vier Uhr weckt, zu einem Fremden, der über den Lärm entrüstet aus seinem Zimmer sieht): „Mein Herr, wie können Sie sich unterstehen, sich von mir wecken zu lassen?! Sie gehören doch gar nicht zu uns!“

Gerechte Entrüstung. Friseur: „Warum wollen Sie denn Ihren Sohn aus der Lehre nehmen?“ Vater des Lehrlings: „Weil er nichts lernt, sechs Monate ist er jetzt bei Ihnen und dabei konnte er gestern nicht 'mal unsern Hund scheeren.“

Auflösung
des Buchstaben-Rätsels aus der ersten Nummer dieses Quartals:
vereinzelt — Vereinszelt.

Zweisilbige Scharade.

Die Erste wird genossen,
Die Zweite macht verschlossen,
Das Ganze ist verdrossen.

Krebswort-Rätsel.

Was unser Ohr und Herz entzückt
Auf des Gesanges Schwingen,
Wird rückwärts, unsrer Zeit entrückt,
Ein Berg, wo oft das Schwert gezückt
Zu endlos blutgem Ringen.

Buchstaben-Rätsel.

Mit B ein herrlich schönes Land
Mit T voll Glanz am Himmelsrand.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auf St. James-Square in London steht ein altes ehrwürdiges Haus, an dem die Erinnerung an einen der geistvollen und liebenswürdigsten Greise für immer haften wird. Dort wurde nämlich geboren, lebte und starb Lord Bathurst, Freund und Geistesgenosse Priors, Addisons, Swifts, Rowes, Popes u. a., alle diese überlebend und bis an sein spätes Ende des Lebens sich freuend. Dem Genuß an edlem Wein, der „Milch des Alters“, blieb er bis zum Tode treu. Eines Abends war eine fröhliche Gesellschaft um den liebenswürdigen Wirt, der damals am Ende seines neunundachtzigsten Lebensjahres stand, versammelt, in ihr auch der betagte Sohn des Lords, der Kanzler Bathurst. Es wurde spät, der Kanzler, nahe an Siebzig, fand, daß die Zeit schon sehr vorgerückt sei, deshalb deutete er schonend auf das hohe Alter des Vaters hin, der der Nachtruhe nicht entbehren dürfe, forderte zum auseinandergehen auf und ging selbst mit gutem Beispiel voran. Kaum war er zur Thür hinaus, als der Vater, das eine Auge schelmisch zukneifend, einen freundlichen Blick über die Tafelrunde hingleiten ließ und mit der Heiterkeit eines Knaben, der sich von lästiger Beobachtung befreit sieht, ausrief: „Meine lieben Freunde! Da nun der alte Gentleman fort ist, so lassen Sie uns noch ein paar Flaschen die Hälse brechen! Was wollen Sie trinken?“

Vererbte Kriegskunst. Das vierjährige Söhnchen eines der ersten deutschen Generale spielte längere Zeit ganz friedlich mit seinem allerliebsten Hündchen. Endlich beißt oder vielmehr kneipt das Hündchen ihn in die Wade. — Siegfried ergreift mit großem Geschrei die Flucht zur Mutter. Die Mutter beschwichtigt den Kleinen: „O, Du Hasenfuß, er hat Dir ja nichts gethan, geh', versöhne Dich wieder mit Bello! Das liebe Tier hat es ja nicht böse gemeint. Geh, gieb ihm ein Küßchen!“ — Siegfried geht hin, dreht aber Bello um und küßt ihn über dem Schwanz. Entrüstet ruft die Mutter: „Aber Siegfried! Was fällt Dir ein? Warum küßt Du denn den Hund auf den Rücken?“ — „Ja, Mama,“ sagt Siegfried, der scharfsinnige Erbe des bekannten Strategen, „da kann er mich doch nicht beißen.“

In einem Berliner Theater wird „Hamlet“ gegeben. Die Vorstellung naht ihrem Ende. Letzter Akt, letzte Scene: Hamlet tötet Claudius, den König; die Königin stirbt durch Gift; Laërtes fällt, durchbohrt von Hamlets Klinge; Hamlet selbst stirbt an einer durch Gift tödlich gewordenen Wunde; die Zuschauer treffen Anstalten, das Theater zu verlassen. Dienstmann (auf der Galerie, zu seinem Kollegen): „Du, Willem, wat vor scheenet Geld mögen damals unsre Kollegen bei's ausrufen von Extrablättern verdient haben!“

Oh weh! Schuldner (einen Gläubiger auf der Straße treffend): „Ah, es freut mich, Sie zu sehen, Herr Schulze, Prieschen gefällig?“ Gläubiger: „Danke schön, aber bezahlen Sie mir, bitte, meine Rechnung, das letztemal rückten Sie auch aus, während ich nieste!“

Kindermund. Na, Ellachen, was möchtest Du einmal werden?“ — „Ich werde Schwiegermutter, dann haben alle Leute Angst vor mir!“

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Rebus: **Wiedersehen**; des Reim-Füllrätsels: **geheim, — geh' heim**; des Buchstaben-Rätsels: **Preis, Reis, Eis**; des Wortspiel-Rätsels: **Rügen.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.